

SUSAN WIGGS

Für immer in
meinem Herzen

Roman



New York Times
Bestseller Autorin

Zum Buch:

Caleb Stoltz ist gefangen zwischen zwei Welten. Einerseits hat er geschworen, seinen Neffen und seine Nichte in der Amish-Gemeinde Middle Grove großzuziehen. Andererseits sehnt er sich nach mehr Freiheit und hatte sich längst für ein Leben in der modernen Welt entschieden. Deshalb ist es für Caleb auch keine Frage, dass sein Neffe nach seinem schweren Unfall in ein Krankenhaus geflogen wird. Dort lernt er die verführerische Reese kennen, zu der er eine besondere Verbundenheit spürt. Doch als sein Neffe das Krankenhaus verlässt, muss Caleb mit ihm zurück nach Middle Grove ...

»Susan Wiggs trifft immer genau den Kern der Dinge – und mitten ins Herz ihrer Leser.«

SPIEGEL-Bestsellerautorin Mary Kay Andrews

Zur Autorin:

Das Leben der Nummer-1-New-York-Times-Bestsellerautorin Susan Wiggs dreht sich um drei Dinge: Familie, Freunde und Fiktion. Sie lebt mit ihrem Mann, ihrer Tochter und dem Hund auf einer Insel im nordwestlichen Pazifik. Ihre Romane stehen regelmäßig auf den internationalen Bestsellerlisten und werden weltweit millionenfach verkauft. Obwohl sie gerne wandert, fotografiert und Ski fährt, macht sie es sich am liebsten mit einem guten Buch auf der Couch bequem.

Lieferbare Titel

Was mein Herz dir sagen will
Dich im Herzen
Bewahre meinen Traum
Mit dir für immer

Susan Wiggs

Für immer in
meinem Herzen

Roman

Aus dem Englischen von
Ivonne Senn



MIRA® TASCHENBUCH

Copyright © 2019 by MIRA Taschenbuch
in der HarperCollins Germany GmbH

© 2018 by Susan Wiggs
Originaltitel: »Between you & Me«
erschienen bei: William Morrow, an imprint of HarperCollins *Publishers*, US

Published by arrangement with
HarperCollins *Publishers* L.L.C., New York

Covergestaltung: zero-media.net, München
Coverabbildung: Ron and Patty Thomas / Getty Images,
FinePic / München
Lektorat: Annkatrin von Roth
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783955768997

www.harpercollins.de
Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf [Facebook](#)!

*Für meine geliebte Tochter Elizabeth,
die den Märchen niemals entwachsen darf -
ich widme dir dieses Buch aus so tief greifenden Gründen,
dass alles einfach unter uns bleiben soll.*

Prolog

An dem Tag, an dem du geboren wurdest, als du erst ein paar Stunden auf dieser Welt warst, habe ich dich in eine alte Apfelkiste gelegt und dich zurückgelassen, als wärst du ein Stück meines schlagenden Herzens. Ein Angebot an einen Gott, an den ich nicht glaubte, an den nicht zu glauben ich mich aber nicht traute. Man könnte sagen, du warst ein menschliches Opfer, aber in dem Moment fühlte es sich an, als wäre ich das Opfer, nicht du.

Denn in diesem Moment ist etwas in mir gestorben.

Auch wenn ich zu jung war, um irgendetwas zu wissen, war ich wirklich der Überzeugung, dass ich dich einem besseren Leben überlassen würde ... Ich wollte dich nicht weggeben, aber ich hatte Angst davor, was passiert, wenn ich es nicht täte.

Nach allem, was wir in jenem Jahr durchgemacht haben, war ich mir meiner selbst bewusst genug, um zu erkennen, dass meine Jugend und Ignoranz eine Gefahr für dich darstellten. Und ich war klug genug, um herauszufinden, was ich tun konnte. Ich wusste nichts über die moderne Welt, über Städte, Gesetze, die erbarmungslosen Verbindungen des Herzens. Ich wusste nur, dass du mit einer anderen Zukunft besser dran wärst. Mit einer anderen Familie, die dich leitet. Mit einem anderen Leben, weit weg von Middle Grove.

Zu der Zeit verstand ich sehr gut, was in einem Krankenhaus passiert. Dort werden Menschen gerettet. Dort wurde ich gerettet. Also habe ich dich an einen Ort

gebracht, von dem ich wusste, dass man auch dich dort retten würde.

Natürlich wurde das so nicht in den Zeitungen berichtet. Die Presse konzentrierte sich einzig auf die sensationellsten Aspekte des Falles: ein ausgesetztes Baby, ein geheimnisvolles Rätsel, das gelöst werden musste, ein schreckliches Familiengeheimnis, gehütet von einer misstrauischen, verschlossenen Gemeinde, die sich vom Rest der Welt abschottete.

Aber die Zeitungen haben das falsch verstanden.

1. TEIL

ERNTE

August

Eine Schwierigkeit ist die erste Phase eines Wunders.
Amisches Sprichwort

1. Kapitel

Silbern blitzte der Jet am Morgenhimmel. Caleb Stoltz schob seinen Hut auf dem Kopf zurück und schaute dem Flugzeug hinterher. Vor dem makellosen Blau des Sommerhimmels glitzerte der Rumpf wie ein seltenes Juwel – kostbar und außer Reichweite.

»Hey, sieh nur, Onkel Caleb. Flugzeugspuren«, sagte Jonah und zeigte auf die beiden weißen Streifen, die dem Weg des Flugzeugs am Himmel folgten.

Caleb grinste seinen Neffen an und reichte ihm den halb vollen Milcheimer aus dem Milchhaus. »Die nennt man Kondensstreifen. Verschütte die Milch nicht«, ermahnte er ihn. »Ich komme gleich zum Frühstück hinein.«

Mit dem Eimer in der Hand ging der Junge auf das weiße Holzhaus zu. Seine staubigen nackten Füße hinterließen flache Abdrücke auf der trockenen Erde. Jonahs dünne Beine, gebräunt von einem Sommer im Wasser der Crystal Falls oben am Bach, ragten beinahe wie Fremdkörper aus seiner lumpigen schwarzen Hose, die ihm vor Kurzem noch gepasst hatte. Jetzt, mit elf, wuchs der Junge wie Mais im Sommer. Caleb würde Hannah überreden müssen, ihm vor dem Schulanfang in ein paar Wochen eine neue Hose zu nähen. Wenn die Kinder nicht ständig wachsen würden, hätte er kein Gefühl für den Verlauf der Zeit.

Auf einer Farm zählten die Jahreszeiten, nicht die Jahre.

Caleb spülte schnell den Milchschuppen aus. Der Wasserstrahl zischte auf dem Betonboden und ließ feine Tröpfchen auf seine Arbeitsschuhe regnen. Dann stellte er das Wasser ab, wickelte den Schlauch auf und verließ den

Schuppen, wobei er noch einmal zu den wolkigen Kondensstreifen hinaufschaute, die sich langsam auflösten. Der Jet war lange fort, auf dem Weg nach New York oder Bangkok oder an einen anderen Ort, den Caleb niemals besuchen würde. Er betrachtete die Flugbahn und fragte sich, warum es Bahn genannt wurde, wenn es doch keine sichtbaren Schienen gab, nichts, das den Weg markierte, außer unsichtbarer Luft. Erst nachdem das Flugzeug vorbeigeflogen war, konnte man seine Route erahnen.

Wenn Rebecca bei ihm gewesen wäre, hätte sie die Augenbrauen zusammengezogen und ihn für seine müßigen Gedanken gescholten. Daraufhin hätte er sie herausgefordert zu beweisen, dass Gedanken überhaupt müßig sein konnten, und sie hätte verständnislos die Stirn in Falten gelegt. »Ich schwöre es, Caleb Stoltz«, hätte sie gesagt und das Thema gewechselt. Wie es eben ihre Art war.

Ah, Rebecca. Sie war die Herausforderung eines jeden Tages. Das Problem lastete schon viel zu lang auf seinem Gewissen. Es war an der Zeit, sich dem Unausweichlichen zu stellen. Sie hatten so etwas wie eine Übereinkunft. Rebecca glaubte, dass sie in naher Zukunft ihre Uhr von ihm bekäme, das traditionelle Verlobungsgeschenk, und sie würde Caleb im Gegenzug ein besticktes Tuch schenken, um ihre Zustimmung zu signalisieren. Auch wenn sie nicht begierig darauf war, Calebs Nichte und Neffen aufzuziehen und sich um seinen Vater zu kümmern, war sie doch gewillt, ihre Pflicht zu tun.

Caleb musste sich die Wahrheit eingestehen, die er tief in seinem Inneren verspürte, seitdem die Kirchenältesten ihm mitgeteilt hatten, dass er und Rebecca Zook heiraten sollten. Und über diese Wahrheit zu reden, würde unangenehm werden. Er verspürte durchaus Zuneigung für Rebecca, aber nicht die tiefe Liebe, die einen Mann und eine

Frau ein Leben lang verbinden würde. Er war sich nicht einmal sicher, ob es so eine Liebe überhaupt gab.

Es wäre nicht fair, sie hinzuhalten.

Für einen Moment blieb er im Garten stehen und betrachtete die Farm, nahm den Anblick des breiten Tals in sich auf, das am Fuße der Pocono Hills lag. Die Felder waren eine bunte Patchworkdecke aus Mais, Weizen, Alfalfa und Sorghumhirse, die sich, so weit das Auge reichte, über eine hügelige Landschaft erstreckte. In der Ferne waren Eli Kemp und seine Söhne dabei, Weizen zu ernten. Ihre Sicheln schwangen im Rhythmus eines Liedes, das sie sangen, und der Klang schallte in der Stille des Morgens über das Tal. Wie fleißige Soldatenameisen bewegten sie sich die Reihen entlang, die gebogenen Klingen fällten die Halme, die ordentlich zu einer Seite fielen. Elis Frau folgte ihnen und band die Garben zusammen.

Das ist Middle Grove, dachte Caleb. Glaube, Arbeit und Familie, zusammengenäht vom Faden ihrer gemeinsamen Hingabe. Andere Farmer im Distrikt mochten die süße Luft einatmen und ein stummes Gebet sprechen. *Danke für diesen Tag, o Herr.* Aber nicht Caleb. Schon sehr, sehr lange nicht mehr.

Von der Nachbarfarm durchbrach das Dröhnen eines hydraulischen Motors die Ruhe des Morgens. Das mechanische Keuchen übertönte den Gesang der Kemps. Die Hauber machten sich bereit, heute das Silo zu füllen. Der von einem Dieselmotor angetriebene Schredder würde den Mais zerhacken, damit er in den Getreidespeicher geblasen werden konnte.

Caleb würde hinübergehen, nachdem er mit Rebecca gesprochen hatte. In der Zwischenzeit sorgte er dafür, beschäftigt zu bleiben. Er mochte es, etwas zu tun zu haben. Das hielt ihn davon ab, zu sehr über die Dinge nachzudenken. Die Sonne stand am Himmel, es gab

Arbeiten zu erledigen, und diese Arbeiten gingen schneller von der Hand, wenn die Nachbarn alle mit anpackten.

Er nahm den breitrempigen Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann ging er ins Haus. Trotz der offenen Fenster war es in der Küche erstickend heiß. Die Tür des alten, gusseisernen Ofens öffnete sich mit einem metallischen Quietschen, als Calebs Nichte Hannah ihn weiter anheizte, um Kaffee zu kochen. Rauch und der Geruch nach verbranntem Toast hüllte den Raum in einen grauen Dunst.

»Hannah hat wieder das Toast anbrennen lassen«, verkündete Jonah unnötigerweise.

Seine Schwester, sechzehn und so unbegreiflich wie eine außerirdische Lebensform aus einem Science-Fiction-Roman, stemmte die Hände in die Hüften. »Ich hätte gar nichts anbrennen lassen, wenn du nicht die Milch verschüttet hättest.« Sie warf einen bösen Blick auf die bläulich-weiße Pfütze auf dem ausgetretenen Linoleumboden.

»Nun, ich hätte die Milch nicht verschüttet, wenn du mich nicht *Brutzbaby* genannt hättest.«

»Aber das bist du doch«, gab sie zurück. »Ständig schmollst du.«

»Ha. Bald wirst du heiraten und ein echtes Baby bekommen, dann weißt du, wie das ist.«

»Hey, hey.« Caleb hob die Hand und bat um Ruhe. »Es ist noch nicht einmal sieben Uhr, und ihr beide kabbelt euch schon.«

»Aber sie hat mich ...«

»Es reicht, Jonah.« Caleb hatte die Stimme nicht erhoben, aber der scharfe Tonfall bot der Frechheit seines Neffen Einhalt. Die Geschwister stritten sich oft, doch sie hatten auch eine tiefe Verbindung zueinander, durch die sie sich sehr nahestanden. Nach einer schrecklichen Katastrophe zu Waisen geworden, teilten sie ein Gefühl der Verletzlichkeit,

das sie enger als andere Geschwister zusammenrücken ließ.
»Habt ihr etwas gegessen?«

»Er hat sich aus seinen Cornflakes wieder einen Weintraubenmatsch gemacht«, sagte Hannah. »Das ist widerlich.« Jonahs seltsame Angewohnheit, Weintraubengelee in seine Cornflakes zu geben, ekelte sie.

»Immer noch besser als verbranntes ...« Jonah fing Calebs Blick auf und schloss den Mund.

»Geh rüber zu den Haubers«, sagte Caleb zu ihm. »Sag ihnen, dass ich bald komme.«

»Okay.« Jonah setzte sich seinen Hut auf und ging zur Tür.

»Pass in der Nähe der Maschinen auf, hörst du?«, rief Caleb ihm nach, denn der Schredder hatte scharfe Klingen und unten im Silo lief ein großer Bohrer.

»Keine Sorge, ich helfe schon aus, seit ich so klein wie ein Grashüpfer war«, entgegnete Jonah mit einem selbstbewussten Grinsen, das Calebs Gereiztheit wie immer sofort verschwinden ließ. »Oh! Beinahe hätte ich meinen Glückspenny vergessen.« Er flitzte in sein Zimmer und kehrte mit dem Glücksbringer zurück. Es handelte sich um eine Münze, die in der Pennypresse in der alten Wassermühle in Blakeslee flach gedrückt worden war. Ein Andenken an Jonahs einzigen Ausflug außerhalb von Middle Grove. Er steckte die Münze in seine Tasche und öffnete dann die Fliegengittertür.

»Wir sehen uns zum Mittagessen«, sagte Caleb.

»Okay.«

»Und knall die Tür nicht ...«

Die Tür fiel krachend ins Schloss.

»... so zu«, beendete Caleb kopfschüttelnd den Satz.

Hannah wischte die Milch auf, während Caleb sich an der Küchenspüle wusch. Durch das Fenster über dem Becken sah er Jonah flink wie ein Kaninchen über das Feld zu den Silos laufen. Jubilee, die Collie-Mischlingshündin, die dem

Jungen überallhin folgte, rannte an seiner Seite. Mit einem Mal sprang Jonah hoch in die Luft und landete mit den Händen auf der Erde in einem Handstand. Das war eine Spezialität des Jungen, ein Ausdruck der überwältigenden Freude seines jungen, geschmeidigen Körpers. Und vielleicht seine Art, diesen perfekten Sommermorgen zu feiern.

In der Küche hing ein unangenehmes Schweigen so dick wie der Rauch in der Luft. In letzter Zeit wusste Caleb nicht mehr, was er zu seiner übellaunigen Nichte sagen sollte. Sie war so jung gewesen, als er unter dem finsternen Schatten des Missmuts der Älteren Middle Grove verlassen hatte. Damals war er entschlossen gewesen, ein Leben außerhalb der Gemeinde zu finden. Aber er war zurückgekehrt, heimgeholt von einer schrecklichen Tragödie. Damals hatte sich Hannah bereits in eine dünne, nervöse Zwölfjährige verwandelt, die von Albträumen über ihre ermordeten Eltern heimgesucht wurde.

Jetzt war seine Nichte eine Fremde, das einzige Mädchen in einem Haushalt voller Männer, ohne eine weibliche Hand, die sie leitete. Sie hatte nur Caleb, der mangelhaft dafür gerüstet war, sich um sie und seinen Vater Asa zu kümmern - einen Mann, der sich mit eisernen Fäusten an die alten Wege klammerte. Inzwischen waren schon mehrere Freundinnen von Hannah getauft und jungen Männern versprochen worden. Er konnte sich seine kleine Nichte nicht einmal ansatzweise als Frau und Mutter vorstellen.

Nachdem er sich die Hände gewaschen und abgetrocknet hatte, stellte er ein Tablett mit dem Frühstück für seinen Vater zusammen und ließ es wie üblich auf dem Tisch stehen. Asa stand immer früh auf, um in der Ruhe des Werkzeugschuppens neben dem Haus *Die Botschaft* zu lesen. Caleb öffnete einen Küchenschrank und nahm ein Bündel Bargeld aus der Kaffeedose. Die Scheine steckte er

in seine Brieftasche. Nach der Arbeit und nach dem Gespräch mit Rebecca wollte er zur Grantham Farm hoch, um ein neues Pferd zu kaufen. Baudouin, der kräftige Belgier, war alt. Er hatte in seinem Leben alles gegeben und sich seinen entspannten Ruhestand auf der grünen Wiese wohl verdient. Doch Caleb brauchte einen Ersatz. Um sich etwas Geld hinzuzuverdienen und die Rechnungen bezahlen zu können, führte er ein Gespann aus Zugpferden. Sie waren sehr gefragt, vor allem im Winter, wenn Autos stecken blieben und umgestürzte Bäume aus dem Weg geräumt werden mussten. Es war bemerkenswert, wie oft die Engländer ein Zuggespann benötigten.

Bei einem weiteren Blick aus dem Fenster sah er Jonah wie ein Äffchen auf dem Transportband herumklettern, mit dem die gebundenen Maiskolben in das Mahlwerk geschoben wurden. Der Junge liebte die Höhe und meldete sich immer freiwillig, wenn irgendwo Hilfe gebraucht wurde. Caleb hatte diese Arbeit auch immer gemocht. Von der hochgelegenen Öffnung des Silos sah die Welt ganz anders aus. Er hatte sich immer die Turmszene aus *Herr der Ringe* vorgestellt, dem verbotenen Buch, das ihm einst ein paar Stockschläge von seinem Vater eingebracht hatte, als er ihn beim Lesen erwischte. Während er die Stängel in den Schredder führte, hatte Caleb sich immer vorgestellt, dass die surrenden, glitzernden Messer zu einem gefährlichen Drachen gehörten, der den Turm bewachte.

»Das mit dem Toast tut mir leid, Onkel Caleb«, sagte Hannah und holte die verbrannten Reste aus dem Drahtgestell.

»Kein Problem.« Um die Stimmung etwas aufzuheitern, schnappte er sich ein Stück, biss hinein und tat mit geschlossenen Augen so, als würde er es genießen. »Ah«, sagte er. »Ambrosia.«

Sie lachte leise. »Ach, Onkel Caleb. Sei nicht albern.«

Er schluckte den Rest des Toasts hinunter und grinste, wobei er seine vom Toastbrotruß geschwärzten Zähne zeigte. »Wer ist hier albern?«

»Was ist Ambrosia überhaupt? Eins ist sicher, du benutzt gerne große Worte.«

»Ambrosia ist das, was die griechischen Götter gegessen haben«, erklärte er. »Also gehe ich davon aus, dass es bedeutet, irgendetwas ist so gut, dass man damit die Götter füttern kann.«

Bei der Erwähnung der griechischen Götter keuchte Hannah leise auf. Das war ein verbotenes Thema. Schnell wischte sie die Brotkrümel von der Arbeitsplatte. »Du bist so klug.«

»Nur weil ich die Bedeutung eines Wortes kenne, bedeutet das nicht, dass ich klug bin.«

»Na sicher tut es das. Ich habe Rebecca sagen hören, dass du fortgegangen und klüger wiedergekommen bist. Deshalb hast du dich immer noch nicht der Gemeinde angeschlossen – weil du den Kopf voller hochmütiger englischer Flausen hast.«

»Rebecca hört sich gerne reden.« Bei der Erwähnung ihres Namens spürte Caleb, wie ihm ein Schweißtropfen den Nacken hinunterrann. Rebeccas Ansicht, dass seine Zeit der Abwesenheit ihn hochmütig gemacht hatte, war noch ein Grund mehr, warum sie kein gutes Paar abgaben. Sich Bildung anzueignen machte einen Mann nicht hochmütig. Im Gegenteil, es war eine zutiefst demütigende Erfahrung.

In der Zeit, in der er weg gewesen war, hatte Caleb das Udenkbare getan. Entgegen aller Prinzipien der Amischen war er zu College-Vorlesungen gegangen. Die traditionelle, bis zur achten Klasse gehende Schulbildung hatte einen Wissensdurst in seiner Seele hinterlassen, und so hatte er sich nach Büchern und Bildung gesehnt, wie sich ein durstiger Mann an einem heißen Augusttag nach einem Glas

eiskalter Limonade sehnt. Mit seinem Fahrrad war er die dreizehn Meilen gefahren, um Vorlesungen am Community College zu besuchen und Lektionen in Geschichte, Philosophie, Logik, Mathematik und anderen Wissenschaften in sich aufzusaugen, die nichts damit zu tun hatten, wie man Weizen säte oder Tiere züchtete. Es war eine demütigende Erfahrung zu erkennen, wie viel es für ihn noch zu lernen gab. Er hatte gerade erst damit angefangen, als er hatte zurückkommen müssen. Dieser Tage stellte er sich die Welt, die er außerhalb von Middle Grove kennengelernt hatte, schimmernd wie eine Schimäre am Horizont vor: so verlockend nah und doch außer Reichweite.

Hannah beendete das Aufräumen der Küche in ihrer üblichen nachlässigen Art. Wenn Calebs Vater hereinkäme, würde er sicherlich auf die Krümel auf dem Boden und das Geschirrtuch auf der Arbeitsplatte hinweisen. Vermutlich würde er außerdem stirnrunzelnd sein Frühstückstablett mustern und anmerken, dass eine ordentliche Amisch-Familie gemeinsam das Brot brach, ihre geschrubbten Gesichter erleuchtet von der Inspiration des stillen Gebets, bevor sie sich an Pfannkuchen mit Beerenkonfitüre und dicken Scheiben salzigen Schinkens gütlich taten.

Aber sie waren nicht wie andere Familien. Caleb konnte sich nicht um alles kümmern.

»Onkel Caleb?«

Als er den zögerlichen Unterton in Hannahs Stimme hörte, drehte er sich zu ihr um. Zu seiner Überraschung waren ihre Wangen unter den losen Bändern ihrer *Kapp* errötet.

»Was ist, *Liebchen*?« Er hoffte, der vertraute Kosenamen würde in ihren Ohren tröstend klingen.

»Am Sonntagabend gibt es im Großen Saal ein gemeinsames Singen«, sagte sie. »Ich habe mich gefragt, ob ich wohl hingehen dürfte?«

»Ich denke, das kannst du«, sagte er. Das gemeinsame Singen fand am Sonntag nach dem Gottesdienst statt. Die Erwachsenen gingen für den Abend heim, sodass die Kinder sich um den Tisch versammeln und singen konnten – nicht die langsamen Morgenlieder, die der Andacht dienten, sondern schnellere, die dazu gedacht waren, die Kinder zum Reden zu bringen. Und »reden« bedeutete, einander in Augenschein zu nehmen, denn das Ziel war es, die jungen Leute dazu zu veranlassen, mit dem Werben anzufangen. Es wirkte arrangiert, war aber im Grunde nichts anderes als ein Highschool-Ball in der Außenwelt.

»Okay.« Hannah knetete sich die Hände und schaute sich hektisch um.

»Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen?«, hakte er nach.

»Kann ich mit Aaron Grabers Buggy nach Hause fahren?«, platzte es aus ihr heraus.

Caleb verspürte einen unangenehmen, überraschten Stich im Magen. Aaron Graber, dachte er. Eher Aaron *Grapscher*. Caleb war nicht sicher, ob ihm die Vorstellung gefiel, dass die kleine Hannah mit einem Jungen herumliefe, vor allem nicht mit einem, der die Mädchen angaffte wie ein Fuchs die Hühner.

Ein entferntes Bellen hallte durchs Fenster, aber Caleb hielt seine Aufmerksamkeit auf seine Nichte gerichtet. Das hier war eine große Sache. Sie wollte turteln. Seine kleine Hannah. Es kam ihm vor, als wäre es erst gestern gewesen, dass er ihr gezeigt hatte, wie man einen Softball schlug, oder ihr alberne Witze erzählt und sie zum Lachen gebracht hatte. Wo war diese Hannah jetzt?

»Nun«, sagte er. »Ich denke nicht ...«

»Bitte, Onkel Caleb«, flehte sie. »Er hat ausdrücklich mich gefragt.«

Bevor er etwas erwidern konnte, wurde die Küchentür so fest aufgestoßen, dass sie gegen die Wand prallte. Levi Haubers Gesicht hatte die Farbe von altem Schnee, und seine Schultern zuckten sichtlich. Noch bevor er den Mund öffnete, ließ das pure Entsetzen in seinem Blick Caleb erstarren.

»Komm schnell«, sagte Levi. »Es hat einen Unfall gegeben.«

2. Kapitel

»Ach, fick dich doch«, murmelte Reese Powell, als ihr Arbeitshandy wie ein kleiner Elektroschocker an ihrer Seite vibrierte. Guter Gott. Sie hatte gerade die Augen für ein dringend benötigtes Nickerchen geschlossen. Mit einem Blick aufs Display sah sie, dass es Mel war, ihr Vorgesetzter in der Notaufnahme. Seufzend stand sie auf, zog mit kurzen, mechanischen Bewegungen ihren weißen Arztkittel über, schlang sich das Stethoskop um den Hals und verließ den Pausenraum.

Der lange, glänzende Korridor war mit Ausrüstungen und Tragen vollgestellt. Hier und da saß ein Patient zusammengesackt in einem Rollstuhl, dazwischen standen rollbare Tonnen für den anfallenden Sondermüll. Krankenschwestern und Pfleger huschten auf dem Weg zu ihrem nächsten Einsatz eilig vorbei.

Reese blinzelte die restlichen Fetzen des abgebrochenen Nickerchens weg und atmete tief durch. *Ich werde mich meinen Patienten gegenüber untadelig verhalten.* Das war ihr Mantra, das sie sich im vierten Studienjahr zu eigen gemacht hatte. *Ich werde mich meinen Patienten gegenüber untadelig verhalten.* Sie hatte drei Jahre studiert, ihren Kopf mit Wissen angefüllt, auswendig gelernt, beobachtet, doch in diesem Jahr, dem Jahr, in dem sie ihren Dokortitel bekäme, hatte sie sich nur ein einziges, kraftvolles Ziel gesetzt: das Richtige zu tun.

Was sie an der Arbeit in der Notaufnahme besonders mochte, war das Überraschungselement. Man wusste nicht, was als Nächstes durch die Tür kommen würde. Ihre Eltern

waren entsetzt gewesen, als sie ihnen von ihrem Interesse an der Arbeit in der Notaufnahme erzählt hatte. Sie hatten sie in Richtung Kinderärztin gedrängt oder erwartet, dass sie sich wenigstens für ein damit verbundenes Fach entschied. Aber zum ersten Mal hatte sie es gewagt, ein wenig von dem von ihnen vorgeschlagenen Weg abzuweichen. Sie wollte noch weitere Erfahrungen in der Notfallmedizin sammeln. Und Mercy Heights hatte das beste Trauma-Zentrum in ganz Philadelphia.

Patienten, Familienmitglieder und Personal standen um den Tresen in der Aufnahme, der zugleich den Mittelpunkt der Ambulanz bildete. Als sie den Blick auf der Suche nach Mel umherschweifen ließ, streckte eine Krankenschwester den Kopf aus einem Untersuchungszimmer.

»Ah, gut, Sie sind da«, sagte sie. »Wir brauchen jemanden, der Spanisch spricht. Hier drin tobt eine Ein-Frau-Shitshow.«

Reese eilte in den kleinen Raum. »Was haben wir denn ... oh.« Für eine Sekunde stand sie nur da und nahm die Szene in sich auf. Die Patientin war eine junge, dunkelhaarige Frau in einem befleckten Kleid. Sie hockte in defensiver Haltung auf der Liege, und in ihren Augen schimmerten Angst und Misstrauen. Jemand fragte sie, was sie genommen hatte, wann sie es genommen hatte, aber sie schüttelte nur schweigend den Kopf.

»Sie haben sie auf der Straße aufgelesen, wo sie ziellos umhergewandert ist«, erklärte die Schwester. »Wir wissen bisher nur, dass sie schwanger ist. Und womöglich etwas genommen hat. Sie sagte den Rettungssanitätern, dass sie high sei. Wir versuchen herauszufinden, was sie genommen hat.«

Ein Sicherheitsmann stand mit Handschellen bereit. Mel winkte abwehrend mit der Hand. Reese wusste, er fürchtete,

dass die Situation eskalieren könnte, wenn sie versuchen würden, die Frau ruhigzustellen.

»Das hier ist kein Ort der Heilung«, sagte die Frau in schnellem Spanisch. »Es ist ein Ort des Todes, ein Ort des ewigen Fluchs.« Dann verfiel sie in ein gemurmertes Gebet.

Reese sprach Spanisch, weil sie es von Juanita, ihrer früheren Kinderfrau, gelernt hatte. Während ihrer Kindheit hatte sie mehr Zeit mit Juanita verbracht als mit ihren stets beschäftigten, übererfolgreichen Eltern. Mit einem warmen, professionellen Lächeln ging sie langsam auf die Frau zu. »*Hola, Señora*«, sagte sie sanft. »*¿Qué pasa?*«

Als sie ihre Muttersprache hörte, verstummte die Frau und funkelte Reese an. »Ich bin Reese Powell«, fuhr Reese auf Spanisch fort, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen. »Meine Kollegen und ich würden Sie gerne untersuchen und sicherstellen, dass es Ihnen gut geht.«

»Geht weg. Das sind schlechte Menschen.«

»Wir wollen Ihnen helfen«, sagte Reese. »Verstehen Sie Englisch?«

»Nein. Kein Englisch.«

»Bitte, darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Meine Geheimnisse gehören mir.«

»Manchmal ist es besser, ein Geheimnis zu teilen. Ist das Ihr erstes Baby?«

»Ja.« Die Frau ließ die Arme sinken.

»Wie heißen Sie, Ma'am?«

»Mein Name ist Lena Garza.«

»Wie alt sind Sie, Lena?«

Sie zögerte. »Neunzehn.«

»Frag sie, was sie genommen hat«, sagte jemand. »Wir haben sie sagen hören, sie sei high.«

Reese musterte das angespannte, olivfarbene Gesicht. Das Mädchen sah älter aus als neunzehn; seine tiefbraunen Augen wirkten gehetzt und verängstigt.

»Sie sind draußen herumgeirrt«, sagte Reese und übersetzte schnell für einen der Rettungssanitäter. »Warum haben Sie das gemacht? Haben Sie etwas eingenommen?« Man hatte sie gelehrt, Empathie zu zeigen – direkter Augenkontakt, eine körperliche Berührung. Anfangs war es ihr seltsam vorgekommen, so auf einen Fremden zuzugehen. Jetzt, da sie es schon eine ganze Weile tat, fühlten sich die Gesten natürlich an. Es war gut zu sehen, wie die Frau sich leicht entspannte und tief durchatmete, bevor sie antwortete.

Lena Garza drehte den schmalen Silberring, den sie an ihrem Zeigefinger trug. »*Estoy intoxicada.*«

»Frag sie, was ...«

»Wartet«, sagte Reese. »*Intoxicada* bedeutet nur, dass sie etwas zu sich genommen hat. Das könnte etwas zu essen sein, eine Droge – kurz alles, was einen krank machen kann.« Sie wandte sich wieder an Lena. »Können Sie mir sagen, was Sie eingenommen haben?«

»Meine Mutter hat mir gesagt, ich würde in der Hölle schmoren«, flüsterte sie. »Ich bin nicht verheiratet. Deshalb habe ich die Kräuter gegessen.«

Reeses Herz setzte einen Schlag aus. »Sie hat etwas genommen«, erklärte sie Mel auf Englisch. »Was waren das für Kräuter, Lena?«

Das Mädchen griff in die Tasche seines abgetragenen Kleids und zog ein zerknittertes Zellophantütchen heraus. »Sie sagte, damit würde meine Regel einsetzen.«

Reese schnappte sich das Tütchen und zeigte es Mel. »Engelwurz. Man sagt, es habe eine abtreibende Wirkung.«

Mel schnupperte an den grünlich-gelben Kräutern. »Man nennt es auch *Dong Quai*. Wann hat sie es genommen? War es innerhalb der letzten vier Stunden? Wie viel hat sie geschluckt?«

Reese fragte die Patientin.

»Ich erinnere mich nicht. Ich werde in der Hölle schmoren!«, rief sie stöhnend.

»Nur wenn Sie sterben«, meinte Reese auf Spanisch. »Und das werden wir nicht zulassen. Zumindest heute nicht.«

Mel sagte: »Wir müssen ihr sofort den Magen spülen.«

Während die Assistenten alles vorbereiteten und Aktivkohle in einen Messbecher gaben, entlockte Reese der Patientin weitere Informationen: Wann hatte sie ihre letzte Periode? War sie bei einem Arzt gewesen? Wo wohnte sie?

Reese übersetzte die Antworten und überzeugte die Frau dann davon, sich hinzulegen, damit man sie an die Monitore anschließen konnte. »Ich werde mir jetzt mal Ihr Baby anschauen, okay?« Vorsichtig hob sie das Kleid an und ließ den mit Gel bestrichenen Dopplerstab über Lenas flachen Bauch gleiten, um zu versuchen, Herzgeräusche aufzunehmen.

»Ay!«, rief die Patientin. »Das ist kalt. Sie foltern mich.«

»Es tut mir leid«, erwiderte Reese. »Aber Sie müssen jetzt still sein und ruhig liegen bleiben. Wir versuchen, die Herztöne Ihres Kindes zu hören ... Da sind sie«, sagte sie, als ein leises *wupp-wupp* über den Doppler ertönte. »Das ist der Klang des Herzens Ihres Babys.«

Lena wurde auf der Liege ganz schwach und legte sich einen Arm über die Augen. »Ja«, sagte sie. »Ich höre es. Meine Mutter sagt, es ist eine Sünde, ein Baby zu bekommen, bevor ich verheiratet bin.«

Reese schwieg einen Moment, dann sagte sie: »Mütter haben nicht immer recht.« Sie schenkte dem Mädchen ein verschwörerisches Lächeln. »Auch wenn meine Mutter das glaubt. Nun kümmern wir uns aber erst einmal um Sie, und wenn Sie sich besser fühlen, kommt jemand, um mit Ihnen die verschiedenen Optionen zu besprechen.«

Sie erklärte, wie die Magenspülung funktionierte, und überredete das Mädchen, den Schlauch zu schlucken. Die

Frau würgte und kämpfte, aber Reese redete weiter beruhigend auf sie ein, so wie Juanita es immer getan hatte, als Reese noch klein gewesen war und Angst vor der Dunkelheit gehabt hatte.

Kurz darauf waren Lenas Augen geschlossen, und ihre Hände lagen schlaff auf dem Laken. Mel bedeutete Reese, ihm auf den Flur hinaus zu folgen. »Das hast du gut gemacht«, sagte er. »Sie wird sehr wahrscheinlich schon bald wieder auf den Beinen sein.«

Reese dachte an die verstörte junge Frau, an ihre verängstigt dreinblickenden Augen und das seltsame, tiefe Wissen, das ihr wie eine uralte Seele innezuwohnen schien. »Bevor ihr sie entlasst, schickt jemanden vorbei, der mit ihr über ihre Möglichkeiten redet. Ich werde dolmetschen.«

»Das ist eine gute Idee«, entgegnete Mel. »Ich rufe den Sozialdienst und die Gynäkologin an.«

Momente wie dieser verschafften Reese ein Gefühl der Zufriedenheit. Als ehrgeizige Studentin im vierten Jahr war sie voller Pläne, aber auch voller Fragen. Ihre Eltern hatten ihre eigenen Pläne für sie – Aufnahme in ein Eliteprogramm an einem Krankenhaus, später der Einstieg in die Praxis, die ihre Eltern sorgsam aufgebaut hatten. Aber manchmal brach ihre Rüstung ein wenig auf und enthüllte einen Blick auf etwas anderes – vielleicht auf einen anderen Traum. Einen Traum, der ihr gehörte und nicht ihren Eltern.

Am Ende des Flurs wurde die Flügeltür aufgestoßen, und Jack Tillis, der Chef des Trauma-Zentrums, fegte hindurch. Sein Arztkittel flatterte wie ein Paar Flügel hinter ihm her. Er war von seinem Team umgeben – Ärzte, Assistenzärzte, Krankenschwestern und Techniker.

»Was habt ihr?«, fragte Mel und hob den Kopf.

»Gerade ist per Telefon eine Alarmstufe Rot angekündigt worden. Schweres Trauma, wird mit dem Helikopter

eingeflogen«, antwortete einer der anderen Ärzte. »Erwartete Ankunftszeit in zwanzig Minuten.«

Reese tauschte einen Blick mit Mel. Ihr Magen zog sich erwartungsvoll zusammen. »Kann ich helfen?«

Der Arzt nickte. »Das hier willst du nicht verpassen. Einem Kind wurde bei einem Unfall auf einer Farm ein Arm abgerissen.«

Der Helikopter senkte sich vom Himmel wie ein großes metallenes Insekt. Der Wind, den seine riesigen Rotorblätter verursachten, drückte die Getreidehalme flach auf das staubige Feld. Caleb, der auf dem blutgetränkten Boden neben seinem Neffen kniete, beugte sich instinktiv über den Körper des Jungen, der auf dem gelben Rettungsbrett der Sanitäter lag. Die Schatten seiner Nachbarn und der Sanitäter fielen über ihn und verdeckten die Morgensonne. Über das gewaltige Dröhnen des Helikopters hinweg hörte er knackende Funkgeräte und Rufe, aber seine Aufmerksamkeit war ganz auf Jonah gerichtet.

Kurz zuvor war Jonah noch über das Feld gerannt, um beim Befüllen des Silos zu helfen, so wie er es schon Dutzende Male zuvor getan hatte. Und nun lag er blutend hier, sein linker Arm und sein jungenhaftes Gesicht zerfetzt von den grausamen Metallzähnen des Schredders. Und trotz seiner Verletzungen war Jonah bei vollem Bewusstsein.

Weißes Gesicht, blaue Lippen, die Augen dumpf vor Schock. Während das Leben aus ihm heraussickerte, versuchte der Junge mit klappernden Zähnen zu sprechen. »Kalt«, sagte er immer wieder. »Mir ist soooo kalt ...«

»Ich bin hier, kleiner Mann«, sagte Caleb mit vor Panik rauer Stimme. »Ich halte dich warm.«

Die Sanitäter hatten den Arm mit einem Luftpolster fixiert und Jonah eine Halskrause umgelegt. Sie hatten ihn mit allen Decken, die sie hatten, zugedeckt, aber Jonah zitterte

dennoch wie ein Blatt im Wind. Nun machten sie sich bereit, ihn auf der Trage in den Helikopter zu laden.

»Sie können ihn nicht in diesem ... diesem Ding mitnehmen.« Calebs Vater trat vor und stieß seinen Hickorystab auf den Boden. »Das werde ich nicht zulassen.«

Von dem Moment an, in dem das Rettungsteam der Gemeinde erklärt hatte, dass Jonahs einzige Hoffnung zu überleben darin bestand, in ein Trauma-Zentrum in Philadelphia geflogen zu werden, hatte es in der Gemeinde Streit gegeben. Dr. Mose Shrock, der den Notdienst des örtlichen Krankenhauses leitete, war angerufen worden. Er hatte die Worte der Retter bestätigt, und Caleb hatte dem Transport ohne Zögern zugestimmt.

Jetzt war seine Miene wie versteinert, als er seinen Vater ansah. »Sie nehmen ihn mit«, sagte er nur. »Und ich erlaube es.«

»Sir, Sie müssen bitte zur Seite gehen«, rief ein Mann und wedelte mit der Hand vor Asa herum »Wir laden ihn jetzt ein, während der Helikopter noch läuft.«

»Diese Menschen werden sich um dich kümmern«, sagte Caleb zu seinem Neffen und richtete sich auf. »Ich liebe dich, Jonah. Vergiss das niemals.«

»Onkel Caleb, lass mich nicht allein.«

Trotz des ansteigenden Lärms der sich drehenden Rotorblätter hörte Caleb das schwache Flehen seines Neffen, und es versetzte ihm einen Stich mitten ins Herz.

Das Team des Rettungshubschraubers hob die Trage an, während die Pilotin den Helikopter umrundete, um sich die Startbedingungen anzusehen. Jonah ging nahezu unter in einem Stapel aus Decken und Ausrüstungen. Sein Blut war überall auf dem Boden.

»Ich begleite ihn«, entschied Caleb. »Ich muss mit ihm fliegen.«

Eine Sanitäterin in Funktionsweste sah erst ihn, dann Jonah an.

»Bitte«, sagte Caleb. »Er ist noch ein kleiner Junge.«

»Das muss die Pilotin entscheiden. Ich werde mal sehen, was sie sagt.«

Caleb drehte sich um und sah sich seinem Vater gegenüber. Asa hielt seinen Hut mit einer Hand auf dem Kopf fest, damit er nicht weggeweht wurde. Sein gerade geschnittener Mantel und die weiten Hosenbeine flatterten im Wind. Er war umgeben von Nachbarn, die alle zusammen eine ernste Mauer der Angst und des Missfallens bildeten.

Das Letzte, woran Caleb in diesem Moment dachte, war die amische Ordnung. Die aber ganz eindeutig in den Köpfen seines Vaters und der Älteren an erster Stelle stand.

»Wenn es Gottes Wille ist, dass dieser Junge überlebt«, setzte Asa an. »Dann wird er es schaffen, ohne in den Himmel gehoben zu werden.«

Caleb traute Gottes Willen schon seit langer Zeit nicht mehr. Aber er diskutierte nicht mit seinem Vater. Das hatte er ebenfalls vor langer Zeit aufgegeben.

Hannah eilte an seine Seite. Ihr Gesicht war aschfahl und tränenfeucht. »Du musst mitfliegen, Onkel Caleb. Du musst!«

Alma Troyer trat vor, die Lippen fest zusammengepresst. Sie warf einen schnellen Blick von Asa zu Hannah. »Geh nur, Caleb. Hannah kann bei mir bleiben, solange du fort bist.«

Die Sanitäterin berührte ihn am Arm. »Die Pilotin hat gesagt, Sie dürfen mitkommen.«

Caleb nickte und wandte sich an seinen Vater. »Ich rufe an.« Die Amisch-Familien teilten sich eine Telefonzelle, die mitten im Dorf stand und nur für dringende Angelegenheiten oder Notfälle benutzt werden durfte. Ohne auf eine Antwort zu warten, drehte er sich auf dem Absatz um und folgte den Sanitätern in den Helikopter.

Inmitten eines Wusts aus Schläuchen und Monitoren wurde Jonah seitlich in den glänzenden blauen Hubschrauber geschoben. »Wow, Sie sind groß. Passen Sie auf Ihren Kopf auf«, warnte ein Techniker Caleb und zeigte nach oben. »Halten Sie sich vorne und links vom Helikopter.«

Mit den Kopfhörern auf dem Kopf musterte die Pilotin Caleb. »Sie sind aber auch ein großer Mann«, rief sie. »Wie viel wiegen Sie?«

Caleb stellte sich niemals auf die Waage. »Zweihundert Pfund«, schätzte er zögernd. Dazu maß er über eins neunzig, wenn er seine Größe anhand der Widerristhöhe der Pferde abschätzte, mit denen er arbeitete. Ja, er lief durchaus Gefahr, sich den Kopf von den Rotorblättern abhacken zu lassen.

»Das müsste mit unserer Gewichtsbeschränkung noch hinkommen«, sagte die Pilotin. »Starten wir.«

Der Techniker legte Caleb eine Hand auf die Schulter und führte ihn an Bord. Jemand warf ihm seinen Hut zu. Im Helikopter zeigte man ihm, wo er sich hinsetzen konnte und wie man sich anschnallte. In dem beengten Raum war er Jonah nahe genug, um ihn zu berühren, aber Caleb wusste nicht, wo. Also legte er seine Hand auf den Fuß des Jungen. Selbst durch die dicken Lagen an Decken spürte er, wie kalt er war.

»Jonah«, sagte er. »Hörst du mich? Ich komme mit dir.«

Ihm wurde ein Headset mit gummiartigen Ohrstöpseln gegeben. Es knackte und quietschte in der Leitung. Die an den Jungen angeschlossenen Überwachungsmonitore piepten, Gurte und Klammern wurden festgezurt. Dann stülpte jemand Jonah eine Maske über Mund und Nase, und einer der Sanitäter drückte in stetem Rhythmus eine Art Blasebalg. Innerhalb weniger Minuten wurden die Türen zugezogen. Die Pilotin ratterte eine Reihe von Befehlen

hinunter, während sie gleichzeitig die Instrumente im Cockpit checkte und einige Knöpfe und Hebel betätigte. Mit einem machtvollen Dröhnen nahmen die Rotorblätter Geschwindigkeit auf, und der Helikopter hob vom Boden ab.

Calebs Magen hob sich ebenfalls, und das Atmen fiel ihm schwer. Durch ein rundes Fenster sah er die Menschen, die sich am Landeplatz versammelt hatten. Nachbarn und Freunde, sein Vater, der immer noch seinen Hut auf dem Kopf festhielt. Sie wurden immer kleiner, je höher der Helikopter stieg, bis sie schließlich nur noch wie eine schwarz-graue Wolke vor den goldenen Feldern aussahen. Hannah lag zusammengesackt auf dem Boden, ihr Rock breitete sich wie ein Tintenfleck um sie aus. Jemand hätte zu ihr gehen, ihr eine Hand auf die Schulter legen, sie trösten sollen. Aber niemand tat es.

Im Bruchteil einer Sekunde hatte der Hubschrauber das Silo passiert, doch Caleb erhaschte noch einen Blick auf das Transportband, das zur Öffnung führte, wo die Schreddermaschine stand. Auf dem Boden, auf der grünen und braunen Erde, auf der sich die Farm seit Generationen befand, sah er die grellen Flecken vom Blut seines Neffen, die ihn in ihrer Anordnung an einen zerbrochenen Stern erinnerten.

Die Rettungsärztin übermittelte Informationen über das Funkgerät, die Caleb kaum verstand. Jonahs Blutdruck und Atmung, der fehlende Puls auf der verletzten Körperseite. Andere Details wurden in einem so schnellen Code übermittelt, dass er nicht folgen konnte. Ein Wort jedoch drang klar und verständlich zu ihm durch.

Unvollständige Amputation am Oberarmknochen.

Amputation.

Der Helikopter neigte sich zur Seite. Caleb presste die Hände gegen das Dach. Sein Magen zog sich zusammen. Ein weiteres Gefühl durchdrang die Panik, die er empfand, ein